

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

18) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Holtze ging ans Fenster, müde und hoffnungslos. Der Regen fiel schräg darauf, und der Fjord schimmerte durch die nasse, graue Dämmerung, wie etwas Schwarz-Bewegliches. Er mußte versuchen, in die frische Luft hinauszukommen. Er konnte den Mantel und den Südwester nehmen und einen langen Spaziergang machen.

Es knarrte am Thürschloß. Die Thüre ging langsam und vorsichtig auf und Hanna stand da.

„Bist Du schon aufgestanden? Oder konntest Du vielleicht nicht schlafen?“

„Nein.“

„Ist der Kopfschmerz noch immer so schlimm?“

„O nein, etwas schwächer. Ich glaube, es wird mir gut thun, wenn ich einen langen Spaziergang mache.“

„Ja, thu' das, Du wirst sehen, dann geht's vorüber und Du wirst wieder vergnügt sein.“

Er wollte lächeln, aber es gelang ihm nicht. Er war betrübt, beschämt und erbittert, während er vor ihr stand und ihren Blick mied.

„Willst Du Kaffee haben, ehe Du gehst?“

„Nein, danke, Hanna.“

Dann ging sie. Er blieb wieder stehen, rührte sich nicht. Vielleicht blieb er in der Zukunft so gegen sie. Er konnte sie nicht einmal um Entschuldigung bitten, wenn er sich vergangen hatte. Er würde umhergehen und sich und sie quälen, bis zwischen ihnen alles vorbei war. So kam es wohl dahin, daß sie neben einander leben würden . . . nein, es mußte zur Erklärung kommen . . . es mußte eine Ende nehmen . . . Es war weit genug gekommen . . . Aber wenn sie schuldig war! . . . O nein, sie durfte es nicht sein . . . sie brauchte es nicht zu sein. Er würde mit ihr über das Kind sprechen. Er würde die Angst bannen, und alles würde gut und ruhig wie früher werden . . . Jetzt machte er einen Spaziergang, dachte ruhig nach, was zu thun war.

Er setzte sich und atmete in tiefen Zügen, saß dann ein paar Minuten. Dann erhob er sich, ging hinaus, holte eine Flasche Cognac und trank einige Gläser, ehe er Galoschen, Mantel und Südwester anlegte. Er wollte sich tüchtig müde laufen. Dann wollte er sich hinlegen und wie ein Tier schlafen, so fest schlafen, daß keine nagende Angst, kein Zweifel ihm nahen konnte.

Er watete im Regen über klotzige Wege, über klaffende Gräben, wo das Wasser durchseht mit dem Schnee der Berge und der weiten Felder schäumte, über Stoppelfelder und kahle Wiesen. Den Schnee, der zur Nacht gefallen, hatte der Regen fortgespült und geschmolzen.

Er kroch durch das Erlengebüsch und streifte durch den Fichtenwald. Die Zweige schlugen ihm ins Gesicht und bespritzten ihn mit Wasser. Es sloß den Hals hinter, so daß sein ganzer Körper erschauerte. Es tropfte von dem unteren Rande des Mantels und sloß über Schuhe und Galoschen. Er ging — ging durch Ortschaften und schwenkte in einem großen Bogen ab. Er ging, als gelte es, allem Häßlichen und Bösen, womit er sich den ganzen Tag besudelt hatte, zu entriuen.

Der Kummer und der Zweifel bedrückten ihn jetzt nicht so sehr. Es kamen keine neuen Gedanken, keine neuen Beweise gegen sie; aber er fühlte, daß es deren noch mehr gab. Er suchte lieber nicht darnach. Er war zu müde, und die Luft und der Regen waren kalt; aber er schritt weiter in der hügeligen Landschaft. Er hörte, daß die Kirchenglocken in der Stadt sieben schlugen. Der Klang erreichte ihn schwach, gedämpft durch die Finsternis und die dicke, nasse Luft.

„Ich gehe noch nicht nach Hause“, dachte er, und schritt in einem noch weiteren Bogen aus.

Einmal blieb er stehen und stierte nach der Gegend, wo sein Bestium lag. Er sah es undeutlich. Im Frühjahr wollte er ernstlich mit anfangen. Er würde im Brachfelde

selbst aufbrechen, arbeiten wie ein Rätner. Und dann des Abends nach Hause kommen und den gesunden Schlaf schlafen.

Er schritt über das Feld, als wollte er sofort die Arbeit beginnen. Oder vielleicht wollte er den Gedanken entfliehen, die seine Vorsätze zu nichte machten, ihm die Unmöglichkeit, das Nutzlose des Ganzen zeigen wollten.

Es war fast neun Uhr, als er ins Entree trat. Hanna eilte ihm entgegen.

„Aber Johannes, wo bist Du so lange geblieben? Bist Du noch krank?“

Er hängte den Mantel und den Südwester auf, sah sie nicht an, stellte sich jedoch, als belästige das Licht seine Augen.

„Ich habe nur einen langen Spaziergang gemacht.“

„Geht es Dir jetzt besser?“

„Nein, deshalb ist es am besten, wenn Du mir das kleine Eckzimmer herrichten läßt.“

„Aber Johannes, sollen wir nicht den Arzt holen?“

„Nein, mein Lieb, quäle mich nicht damit. Laß mich nur schlafen.“

Er schritt schnell vor ihr ins Speisezimmer.

„Laß Martha drinnen alles für mich herrichten. Ich muß allein sein. Sonst werde ich Dich stören; denn vielleicht muß ich aufstehen und zwischendurch einmal einen Spaziergang machen.“

Er ging nervös hin und her, ohne sie anzusehen.

„Mich stören? Nein, aber Johannes.“

Sie sah ihn ängstlich an.

„Herrgott, Hanna, ich bitte Dich, thu es und sprich nicht mit mir. Ich muß zu Bett gehen.“

Sie stand still und blickte ihn einen Augenblick an, ehe sie hinausging. Je länger er schritt, umso schneller, nervöser und unruhiger wurde sein Gang. Als Martha hereinkam, blieb er plötzlich stehen.

„Es ist alles für Sie hergerichtet.“

„Danke.“

Er ging durch das Schlafzimmer nach der kleinen Eckstube.

Als er im Bette lag, schien ihm die Erbitterung zu ver-laffen. Die körperliche Ruhe linderte den Schmerz.

Hier war es so ruhig. Kein Laut drang herein. Der Regen fiel gedämpft, gleichmäßig gegen die Scheiben, und der Wind rauschte ohne Stoß und Säusen in den kalten Räumen.

Er schloß die Augen, wollte schlafen. Wie gut das Regen that. Vielleicht schlief er bald ein, und dann dachte er nicht mehr. Morgen konnte sich alles zum Guten wenden. Hanna würde ihm zeigen, daß er sich geirrt hatte . . . Hanna! Warum kam sie nicht herein und sagte gute Nacht? . . . Sie war betrübt . . . er hatte ihr ja verboten, mit ihm zu sprechen . . . aber morgen war sie nicht mehr traurig . . . er würde alles erzählen, alles, und sie würde fröhlich sein — fröhlicher als je . . .

Er gab sich der Ruhe, seinen Hoffnungen hin. Sein Körper und seine Seele genossen die gleiche große Stimmung: Durch die geschlossenen Augenlider sah er, daß sie schnell durch die Thüre trat. Sie ging ans Bett, warf sich auf die Knie und schmiegte den Kopf und die Hände auf ihn. Sie weinte und sagte:

Lieber Freund, hast Du Dir so viele Sorgen gemacht? Du hättest sofort zu mir kommen sollen und Du hättest erfahren, daß ich kein Verbrechen begangen habe. Das Kind starb an Krämpfen. War es nicht natürlich, daß ich so schrecklich ängstlich wurde, als Erik dann ebenfalls erkrankte. Wäre es nur am Leben geblieben, so wäre ich an dem Tage mit ihm vor Dich getreten, an dem ich völlig verstand, wie gut Du bist, und wie sehr Du mich liebst. Ich weiß, Du würdest es angenommen haben, weil es das meine war!

Es rauschte gedämpft und gleichmäßig ringsum. Das Haus entglitt hoch durch die Luft, o so hoch über die Stadt, den Fjord und die Berge hin, daß sie nur undeutlich durch die Finsternis und den Regen zu unterscheiden waren. Ah, und sie waren allein, und sie war keine Verbrecherin . . .

Holtze schlief. Die Thränen hatten wieder große Streifen über sein Gesicht und seinen Hals gezogen.

Eine Stunde später wurde die Thüre zum Schlafzimmer

vorsichtig geöffnet, und Hanna blickte herein. Die Nachtlampe stand auf einem kleinen Tisch am Kopfende und brannte noch. Sie ging langsam, blieb halbwegs stehen, als fürchte sie, ihn zu wecken. Dann schritt sie weiter zum Bette hin und beugte sich über ihn.

So blieb sie eine Weile stehen, ehe sie langsam und leise hinausging. Sie löschte die Lampe nicht.

IV.

Goltze erwachte gegen 7 Uhr.

Das Tageslicht drang durch die Gardinen und schwächte den Schein der Nachtlampe. Er lag in Schweiß, er mußte unruhig geschlafen haben. Aber er erinnerte sich nicht, geträumt zu haben. Er erhob sich und sah sich um. Einen Augenblick erkannte er das Zimmer nicht; aber dann erinnerte er sich, wo er war, und fast gleichzeitig stand der ganze gestrige Tag vor ihm; wie er gelitten und gezweifelt hatte, wie verzweifelt er war. Wenn er nur wieder schlafen könnte!

Er war so müde und schwer, aber doch klar. Jede Anlage, jede Verteidigung, jeden Zweifel und jede Angst von gestern durchdrann ihn. Aber er wollte einen solchen Tag nicht aufs neue durchleben. Jetzt sollte alles klar werden.

Er stand auf und kleidete sich an. Die Beine schmerzten nach dem gestrigen langen Marsch.

Er konnte sie nicht geradehin fragen. Er würde die Zeitungen nehmen, die den Kindesmord beschrieben, sie lesen und darüber sprechen, so daß sie zuhörte. Inzwischen beobachtete er sie. Und dann würde er sehen, wie ruhig sie war, wie natürlich und offen sie über das Verbrechen mit ihm sprach. Er würde sich überzeugen, wie nutzlos seine Sorge und sein Grübeln gewesen.

Er kleidete sich immer schneller und nervöser an.

Da brauchte er ja nicht über ihr eigenes Kind zu sprechen. Wenn er sicher war, daß sie kein Verbrechen begangen hatte, war es ja überflüssig. . . Oder vielleicht that er es doch einmal. . . eine solche Offenheit würde sowohl ihr als ihm gut thun. . . sie würde wohl eine solche Aufrichtigkeit verzeihen. . .

Er atmete hörbar, und er sah, daß seine Hände zitterten, während er die Schuhe anzog.

(Fortsetzung folgt.)

Berufskrankheiten.

Einem eingehenden Artikel der „Kölnischen Volks-Zeitung“ über dieses Thema entnehmen wir das Folgende:

Eine sehr bekannte Art von Berufskrankheit entsteht durch die Bearbeitung des Bleierzes und der daraus hergestellten Produkte. Unter Blei-Krankheiten leiden die Arbeiter der Bleihütten und Bleiweißfabriken sowie der Bleibergwerke, die Töpfer, Ausstreicher, Wagenladierer, Dekorations-, Porzellan- und Metallmaler, Schrift- und Zinngießer, Glaser, Lederladierer, Farbweiber und noch manche verwandte Arbeiter.

Die Krankheiten durch Blei oder Bleiverbindungen sind je nach Art der Beschäftigung zwar sehr verschieden, haben aber bestimmte charakteristische Merkmale gemein. Die ersten Zeichen bestehen in der bläulichen Färbung des Zahnfleisches mit einem schieferfarbigen Rande um die Zähne. Die Mundhöhle ist trocken, zieht sich unwillkürlich zusammen, und der Atem wird übertrieben. Diese Symptome sind noch rein örtlich und werden durch das Einbringen der Bleiteilchen in die Mundhöhle erzeugt. Nach und nach aber geht durch die fortwährende Einatmung das Blei ins Blut über, und nun werden die Erscheinungen der Bleivergiftung deutlicher. Die Gesichtsfarbe wird schmutzig gelb, es erfolgt eine allgemeine Abmagerung, heftige Leibschmerzen mit hartnäckiger Verstopfung, die sogenannte Bleistolil, Lähmung einzelner Gliedmaßen, Krämpfe und Delirium. Wechelt der Kranke bei den ersten Anzeichen seine Beschäftigung, so gehen die Erscheinungen langsam wieder zurück. Die Kost wird meist mit Abführmitteln und Opium behandelt. In neuerer Zeit hat man eine ganze Anzahl von Schutzmaßnahmen in der Gestalt von Lüftungsvorrichtungen, Ab- und Durchzügen hergestellt und angebracht, welche den Zweck haben, die schädlichen Dünste und den entwickelten Staub schnell zu beseitigen. Es wird scharf darauf gesehen, daß die Arbeiter in den Arbeitsräumen keine Speisen zu sich nehmen und vor dem Essen Gesicht und Hände reinigen. Kein Arbeiter soll nüstern an sein Gesicht geben, und von den Ärzten wird besonders fette Nahrung empfohlen. Durch diese und ähnliche Vorkehrungsmaßnahmen hat man wirklich in vielen Betrieben die Zahl der Erkrankungen verringert.

Ein sehr gefährliches Rohmaterial ist das Quecksilber. Unter seiner Einwirkung leiden die Arbeiter in Quecksilberbergwerken und Quecksilberhütten, Bergolder, Versilberer, Verfertiger von Thermometern und Barometern, Arbeiter in Spiegelfabriken, Putzmacher, Photographen usw.

Das Quecksilber gelangt sowohl durch die Haut als auch durch

die Atmungsorgane in den Körper, und zwar genügt eine geringe Menge, um eine Vergiftung herbei zu führen. In einem Bureau in Stolberg war durch die Unvorsichtigkeit eines Angestellten das Barometer zertrümmert worden. Glas und Splitter wurden leicht aufgeföhrt, und man hielt die Sache für erledigt, als nach einiger Zeit sich ernsthafte Krankheitszeichen einstellten, und eine nur angeordnete Untersuchung zu Tage förderte, daß das Quecksilber des Barometers zum großen Teil in den Rügen des Bodens saß, dort verdunstete und so die nachteiligen Wirkungen ausübte.

Die durch Quecksilber verursachten Krankheitserscheinungen werden mit dem Namen Mercurialkrankheit bezeichnet. Die ersten Spuren zeigen sich an dem abgemagerten blassen Gesichte. Dann folgt allgemeine Schwäche, übler Mundgeruch, Schwammigkeit des Zahnfleisches und schlechte Verdauung, bei weiterem Fortgang zeigen sich Hautausschläge, Mundgeschwüre, Speichelfluß, Gliederzittern, Schmerzen der Gliedmaßen, Schwäche der Sinne und selbst Irrenn. Eine vollständige Heilung gelingt, wenn die Krankheit weit vorgeschritten ist, nur selten, und die Betroffenen siegen manchmal lange Jahre dahin. Die Vorbeugungsmittel sind schon bei der Bleivergiftung angegeben. Da das Quecksilber auch durch die Haut eindringt, so tragen viele der oben genannten Arbeiter Handschuhe von Wachstuch oder Tierblase.

Das Arsenik ist eines der furchtbarsten Gifte; man trifft deshalb alle Vorsichtsmaßregeln, um die Arbeiter zu schützen. In den Arsenikhütten sind die Arbeiter gewöhnlich wie Taucher verummmt, Nase und Mund noch besonders durch Schwämme geschützt. Trotzdem haben sie oft ein erschreckendes Aussehen, und die meisten sterben im kräftigen Mannesalter. Aber auch bei der Verwendung von Arsenik zu gewerblichen Zwecken gehören Vergiftungen mit tödlichem Ausgange nicht zu den Seltenheiten. Außer den Arbeitern der Arsenikhütten findet man durch Arsenik hervorgerufene Krankheiten noch bei Malern, Tapetenarbeitern, bei Stahl- und Messingarbeitern, Feuerwerkern, Kammerjägern, Ausstopfern und Pelzwarenarbeitern.

Die schädlichen Wirkungen des Arsens zeigen sich in andauernder Uebelkeit, Heiserkeit, Verdauungsbeschwerden, Erbrechen, Hinfälligkeit, Nervenleiden und Husten. Diese Zeichen treten jedoch nur dann auf, wenn der Verlauf der Krankheit ein langwieriger, schleicher ist. Gelangt dagegen durch ein Unglück eine, etwas größere Menge Arsenik in den Körper, so erfolgt der Tod unter furchtbaren Schmerzen in kurzer Zeit. Als Gegengift wird Eisenoxydhydrat vielfach angewendet. Verbindet sich dieses im Körper mit dem vorhandenen Arsenik, so entsteht eine Verbindung, welche arseniksaures Eisenoxyd heißt. Dargestellte Verbindung ist im Wasser unlöslich, wird auch vom Magensaft nicht angegriffen und kann somit auch weiter nicht schaden. Je rascher dieses Gegengift angewandt wird, um so wirksamer ist es. Daraus ergibt sich von selbst, daß seine Wirkung für die schleichende Arsenikvergiftung nicht ausreicht. Hier sucht man durch künstliche Vermehrung des Schweißes und Urins das Arsenik wieder aus dem Körper zu schaffen. Besonders werden Schwefelbrühen bei der Behandlung angewandt und dadurch gute Erfolge erzielt. Als Schutzmaßregel wird den Arbeitern der vorgenannten Gruppen empfohlen, den Mund mit einer schwachen Lösung des genannten Eisenoxydhydrates auszuspülen. Auch dem Waschwasser kann ein Zusatz von Eisenoxydhydrat beigebracht werden, damit es die an der Haut lebenden Arsenikteilchen bindet.

Das Kupfer hat ebenfalls giftige Eigenschaften. Diejenigen Arbeiter, welche metallisches Kupfer verarbeiten, wie Kupfer Schmiede und Gießgießer, sind noch am wenigsten gefährdet. Wird bei einer Arbeit viel Kupferstaub frei, etwa durch andauerndes Feilen, so können die Arbeiter sich durch einen leichten Schutzwappschwamm schützen. Gelangt der Kupferstaub durch Einatmung in die Lungen, sowie durch Speichel in den Magen, so erfolgen bald die Erscheinungen der sogenannten Kupferkrankheit, welche sich in Brust- und Verdauungsbeschwerden zeigen. Gefährlicher aber als das metallische Kupfer sind die löslichen Kupferverbindungen, vor allem das bekannte Grünspan. Dieses wird in der Technik zur Darstellung mehrerer Farben, sowie zur Bronzierung von Kupfer verwendet. Die damit beschäftigten Arbeiter, wozu auch Maler, Färber und Bronzierer gehören, werden nicht selten von einer rasch verlaufenden Vergiftung befallen, die sich als eine heftige Entzündung des Magens und der Gedärme darstellt. Als bestes Gegen- und Vorbeugungsmittel ist das Eiweiß bekannt. Dasselbe bildet mit den Kupfersalzen eine unlösliche Verbindung und der Ueberschuß, der die Verbindung nicht eingeht, bietet eine schützende Decke für die Magenwände und verhindert deren Anätzung. In einigen Gegenden essen die Arbeiter, welche der Kupfervergiftung ausgesetzt sind, rohe Mohrrüben in großer Zahl.

Die Krankheiten derjenigen Arbeiter, die hauptsächlich Zinn verarbeiten, sind nicht auf das Zinn, sondern auf das zu Mischungen verwandte Blei zurückzuführen.

Das Zinn wirkt auf den Organismus ähnlich wie Kupfer. Besonders giftig ist das ätzende Zinnvitriol, der sogen. Galgenstein, eine Verbindung von Zinn und Schwefelsäure. Ebenso ist das Zinnoxid, welches sich als feiner Staub bei der Verhüttung bildet, sehr schädlich. Die Gegenmittel sind ähnlich wie die vom Kupfer angegebenen.

Gehen wir jetzt von den schädlichen Einwirkungen der Rohmaterialien zu den giftigen Gasen über, die sich bei der Verarbeitung bilden. Die schwefelige Säure bildet sich im Meinen,

so oft ein Schwefelhölzchen in Brand gesetzt wird. Die Erscheinungen und die scharf angreifende Wirkung derselben erfahren wir, wenn nur ein wenig davon eingeatmet wird und so in die Luftwege gerät, und daraus können wir beurteilen, wie schädlich dieselbe in großen Mengen wirken muß, z. B. beim Rösten der Zinkerze. Diese haben alle einen großen Gehalt von Schwefel, welcher durch das Ab rösten bis auf 1-2 Proz. abgetrieben wird. Geht man nur an diesen Röstöfen vorbei, so stockt der Atem. Die schwefelige Säure erzeugt sich ferner in größeren Mengen beim Schmelzen und Sublimieren des Schwefels, bei der Fabrikation der Zündhölzchen und Schwefelsäden, beim Schwefeln der Weinfässer und beim Bleichen von Wollen- und Seidenstoffen. Schwefelsäuredämpfe bedrohen auch die Arbeiter in den Schwefelsäure- und Vitriolfabriken.

Phosphorige Säure bildet sich in Fabriken, welche Phosphorzündhölzer herstellen. Arbeiter, welche den Dämpfen längere Zeit ausgesetzt sind, bekommen manchmal eine fürchtbare Krankheit, eine Art Knochenfraß, welche meist den Unter-, manchmal auch den Unter- und Oberleiste zugleich angreift. Im kleinen können wir die phosphorige Säure beobachten, wenn man Phosphorzündhölzchen leicht reibt. Im dunklen Zimmer wird dann ein weißlich leuchtender Dampf sichtbar, der einen knoblauchartigen Geruch hat. Dies ist die phosphorige Säure.

Salpetersäure-Dämpfe entwickeln sich in chemischen Fabriken, beim Ätzen von Kupfer- und Stahlblechplatten, bei der galvanischen Vergoldung, in Färbereien und Hutwaderereien.

Das beste Vorbeugungsmittel gegen die schädliche Einwirkung saurer Gase besteht wohl in einer recht guten Ventilation, welche aber nicht darin bestehen darf, daß ein einfacher Zugwind durch die Räume streift. Den Arbeitern ist ferner der häufige Genuß warmer Milch zu empfehlen, während Schnaps nur schädlich wirkt. Die Erscheinungen bei Chlordämpfen, bei Gruben- und Leuchtgas usw. sind den Vergiftungen durch die schon besprochenen Gase mehr oder minder ähnlich.

Gehen wir jetzt zu den Berufskrankheiten über, welche die gewerbliche Gewinnung der Rohmaterialien auf mechanischem Wege bewirkt. Die Berufskrankheiten dieser Art werden besonders durch den feinen Staub, der sich bei vielen Arbeiten entwickelt, verursacht. Ich erinnere hier nur an Erzgrühen aller Art, Mehlmühlen, Bildhauer, Gipsarbeiter, Steinbrecher, Vergleute, Schleifer, Stärkefabrikanten, Bäcker, Flachshecher, Baumwollenspinner, Bierstünder, Wollwäcker usw. Die mechanische Einwirkung zeigt sich in dem Reiz der Atmungsorgane und Husten. Dieser Reiz wird zwar bei den genannten Arbeitern schwächer und schwächer, allein das ist kein gutes, sondern ein schlimmes Zeichen. Die sonst durch den Husten ausgezogenen feinen Staubteilchen und Eplittchen ballen sich nur zu festen Klümpchen zusammen, die sich in den Atmungsorganen einbetten. Sie erzeugen Entzündungen, Eiterungen, Blutungen und als Endergebnis in vielen Fällen die Schwindhust oder andere gefährliche Lungenkrankheiten. So giebt es eine besondere Lungenentzündung der Baumwollenspinner, die namentlich in Belgien zahlreiche Opfer fordert, eine Schwindhust der Steinbrecher, welche zuerst in sächsischen Erzgebirge festgestellt wurde, und eine Schleiferkrankheit, die besonders charakteristisch in Sheffield (England) auftritt. Sehr bekannt ist auch die Lungenkrankheit der Vergleute, die in Steinkohlengruben arbeiten. Im diesjährigen Verwaltungsbericht der Steinkohlengruben des Ruhrreviers wurde besonders auf die hohe Anzahl der Todesfälle durch Tuberkulose hingewiesen. Ueber die Entstehung der Lungenkrankheiten bei den Vergleuten sind die Meinungen noch geteilt. Viele Ärzte sind der Ansicht, daß nicht der Kohlenstaub an sich, wenigstens nicht allein, die traurigen Erscheinungen hervorruft, sondern daß die ganze Arbeit, die gebückte Stellung und der Aufenthalt in den dunklen, feuchten Stollen und Schächten viel schädlicher einwirkt, als der eigentliche Kohlenstaub. Als Beweis führt man an, daß die oberirdisch beschäftigten Kohlenarbeiter, wie Verloader, Sortierer, Verkäufer von der Lungenkrankheit verschont bleiben, obgleich der schwarzgefärbte Auswurf zeigt, daß auch sie genug Kohlenstaub einatmen.

Die letzte Gruppe der Berufskrankheiten enthält jene zahlreichen Arten, die durch die bei der Arbeit notwendige Körperstellung, durch beständiges Aufrechtstehen, ununterbrochenes Sitzen, gebückte und knieende Körperhaltung, herbeigeführt werden. Schmiede, Müller, Artilleristen, Maschinenmeister, besonders Arbeiter in Kesselfabriken, werden durch das fortwährende überstarke Geräusch hartnäckig bis zur völligen Taubheit. Ruderer, Schlosser und Schmiede erhalten durch die einseitige Kraftanstrengung des rechten Armes eine hohe Schulter. Schreiber, Secker, Violinpieler erleiden durch die einseitige Anstrengung der Hand Faltungen der Arme und Hände, welche mit Schmerzen verbunden und die unter dem Namen Schreibkrampf allgemein bekannt sind. Andauerndes Stehen und Sitzen erzeugen hochgradige Nervosität. Uebergroße Anstrengungen beim Heben und Tragen, wie es die Lastträger thun müssen, führt zu Verletzungen der Eingeweide und lösartigen Brüchen.

Kleines Feuilleton.

er. Grundzüge der Wintermode. In den Hauptstraßen der Stadt kann man vor den Modemagazinen oft genug Frauen beobachten, die mit angespannter Aufmerksamkeit, das Gesicht dicht an

die Glasfenster pressend, die ausgestellten Neuheiten studieren. Kräftigen sie sich sicher, so holen sie wohl auch verflochten einer Weisheit, ein Stück Papier hervor und zeichnen ein Kleid, einen Mantel ab, glücklich, wenn sie nicht von dem Schaufenster verdrängt werden. Es sind die Inhaberinnen von Schneiderruben größeren oder geringeren Umfanges, die auf diese Weise die Mode-Neuheiten erfassen wollen und müssen. Werden den Kundinnen die Moden-journale vorgelegt, so wollen sie immer noch etwas Anderes, ganz Besonderes haben. Denn Neuheiten, letzte Neuheiten wollen bei jedem Saisonwechsel die sich einkleidenden Damen tragen. Was giebt es Neues? ist daher die erste Frage, wenn eine Dame ihren Fuß in die Wohnung der Schneiderin gesetzt hat. Und die Aermle entwirft nun schnell ein Bild von dem, was sie erhascht. Ihnen vor allem soll mit der folgenden Skizze der „Grundzüge der Wintermode“ gedient sein, wie sie sich aus einem bekannten Salon erkennen lassen. So wesentlich sich die Mode auch verändert hat, die einfachen Kleider bleiben immerhin im gewohnten Geschmack. Immer gefällt ein hübscher schwarzer Tuchrock, der mit Sammetbändern garniert ist, und zwar so, daß dreimal breite Touren den Rock umziehen und darüber sich schmälere anreihen, dazu eine blau und weiße gestreifte Flaneldbluse. Um den Kragen wird ein Band in Form eines Schiffsknotens geschlungen, der unter dem schwarzen kurzen Tuchjäckchen sehr anspendend wirkt. Dazu kommt auch noch der schwarze schmale gestickte Sammetgürtel mit einer Schnalle zur Geltung. Das sogenannte Volero- oder Clonjäckchen bleibt auch im Winter das Schöpfung der Mode. Ein praktisches und gleichzeitig modernes Hauskleid besteht aus einem Phantasie-stoff, hat den Schnitt der englischen Kinderhänger mit ganz kurzer Taille. Für Frauen, die in der Wirtschaft thätig sind, sich viel bücken müssen und den Händchenpanger nicht mögen, ist die Nacharbeit des beschriebenen Kleides im höchsten Maße geeignet. Es läßt die Gestalt zur Geltung kommen, hebt sie durch die mit einem Bande abgebundene Taille. Die Aermel sind bauchig, schließen an der Hand mit einer Manschette. Oeffnet man ihren Knopf, sind die Aermel für wirtschaftliche Thätigkeit bis zur Schulter zurückzuschlagen und dort leicht mit einer Sicherheitsnadel zu befestigen. Wählt man zu diesem Kleide die billigen leichten Stoffe mit ausdrucksvollem Muster und füttert sie mit Barthaend, so geben sie Schutz selbst bei strenger Kälte.

Man scheint sich allmählich von den geschmacklosen Widelröcken zu befreien. Der faltenlose Rock ist nicht mehr modern. Der Rock muß jetzt Falten und zwar Quetschfalten haben. Vorn in der Mitte eine breite, an die sich zu beiden Seiten schmälere anschließen. Vorkläufig bleiben die Hüften noch glatt, aber wir sehen schon Modelle, an denen die Hüften der Röcke Quetschfalten zeigen, wie sie auch die Hinterbahnen bilden. Glatte Röcke, die oben noch immer die Figur knapp umspannen, nach unten aber weiter ausfallen, haben die Tunique und die Polonaise gänzlich verdrängt. Dagegen kommt das Prinzesskleid immer mehr auf. Zu betonen ist, daß die Prinzessform sich vorn nicht fest an die Taille anschmiegt, sondern eine ziemlich gerade Linie darbietet. Freilich wird dadurch der vernunftgemäßen Tracht die Bahn durchaus nicht geebnet. Denn in einen festeren Panger als je zwingen in dieser Saison die Französinen und sogar die Engländerinnen ihren Körper. Für die Gesellschaftskleider gehört die Schleppe zum guten Ton. Diese Roben werden für weniger prunkreiche Gelegenheiten, für das Theater, für Konzerte, für Theegesellschaften oder für einfachere Abendzusammenkünfte aus einem hübschen Stoff gefertigt. Er erinnert an Popeline, ist dick gerippt und besteht aus Seide und Baumwolle. Die ganz matten trocken wirkenden Pastellfarben in blau, lila, rosa werden neben dem Weiß wesentlich verarbeitet. Man wählt Zusammenstellungen von mattlila und mattblau. Beide Farben müssen in ihrem Grundton aber harmonisch wirken. Für Straßenkleider beherrschen alle braunen Farben, namentlich kastanienbraun, das alte Habanna unter dem neuen Namen motorcar, die Prinetone als Automobilfarbe, alle rauwe-Schattierungen, ebenso wie weinrot, alle blauen Tönungen und vor allem ein schönes Grau die Wintermode. Straßenkleider, die als Rock mit Jade aus gleichem Material auftreten, werden aus feinem Tuch gearbeitet. Mäntel, die so lang sind, daß sie mit dem Saum des Rockes abschließen, werden aus einem modernen Gewebe, Zibeline genannt, das weich wie Vioque und kurzhaarig ist, hergestellt. Derselbe Stoff dient auch zur Anfertigung von praktischen Straßenkostümen. Wer eine besonders elegante Jade tragen will, muß zum Pelz greifen. Der Rauchwarenhandel steht in voller Blüte, und der Fuchspelz nimmt den ersten Rang ein. Nicht minder beliebt ist Breitschwanz, Persianer, Eindhilla, Zobel und Nerz. Die lange Woa, deren Enden bis zum Saume der Kleider reichen, mit Köpfen und großen Augen spielt schon jetzt eine wichtige Rolle. Sie paßt sehr gut zu den viel getragenen türkischen Sammetblusen aber auch zu den Kleidern mit Volerojäckchen. Die Voleroform, im Rücken mit einer Quetschfalte, ist für das Corset die große Mode. Dazu wirkt sehr hübsch ein hoher breiter Gürtel. Man stellt ihn gern aus schwarzem Atlas her. Gleichzeitig werden aber äußerst schmale Lederbündel oder solche aus farbigen Sammet mit einer geschmackvollen Schließe viel bemerkt. Sie heben die begehrten Flaneldblusen, die sich durch Dauerhaftigkeit in der Wäsche auszeichnen. Man strebt immer mehr den leuchtenden Farbentönen zu und findet gerade in Flanelstoffen hübsche gestreifte und karierte Muster. Ein hoher Leinen-tragen, um den ein schmaler Schlips von vorn nach hinten und wieder zurück geschlungen und mit einer hübschen Nadel festgesteckt wird, machen diese einfache Blusen-tracht geschmackvoll.

Die lose Blusenrucht und die langen Mäntel für den Winter in Sackform, die auch als Abendmäntel getragen werden, gewähren den Bewegungen der Frau Freiheit. Kommen sie zur Hochzeit, so werden allmählich alle den Körper einzwängenden Kleidungsstücke selbst von den Mode-Löwinnen beiseite geworfen werden. —

Litterarisches.

c. Ein großes litterarisches Unternehmen. In London wird soeben im Auftrage des „Standard“ ein großes Sammelwerk der Litteratur veröffentlicht. Es führt den Titel: „Bibliothek der berühmten Litteratur“ und will in 20 Bänden die wesentlichen Erscheinungen von 60 Jahrhunderten der Litteratur geben. Der Herausgeber ist Dr. Richard Garnett vom Britischen Museum. Mit ihm zusammen haben Prof. Brandl, Léon Vallée, Bibliothekar in der Pariser Nationalbibliothek und Donald G. Mitchell, der für die Auswahl der amerikanischen Litteratur verantwortlich ist, die Oberaufsicht geführt. Eine Reihe von kritischen Beiträgen und Essays geben den veröffentlichten Werken voran. So schreibt Henry James über „die Entwicklung der Novelle“, der berühmte französische Kritiker Ferdinand Brunetiere über „Französische Poesie“, besonders des 19. Jahrhunderts, Maurice Maeterlinck über die „Entwicklung des Dramas seit Shakespeare“. Armando Pacacio Valdds, der spanische Nobellist, veröffentlicht ein Essay über die „Declinanz der modernen Litteratur“ und Paul Bourget über die „Entwicklung der litterarischen Kritik an der Hand von Sainte-Beuve, Taine und Mathew Arnold“. Bret Harte, der Pionier der amerikanischen kurzen Erzählung, schreibt über ihre Entstehung, und Emile Zola liefert einen Beitrag über „Naturalismus und Romantik“. Sehr wertvoll sind auch die einleitenden Studien, die sich direkt auf die Epoche der veröffentlichten Werke beziehen. Das Werk wird durchweg glänzend ausgestattet und illustriert. —

Musik.

In diesen Tagen erinnert man sich des hundertjährigen Todestages eines Komponisten, der am Ende des vorigen Jahrhunderts als einer der Größten bewundert wurde, auf Beethoven einwirkte und bis etwa vor einem Menschenalter noch wenigstens durch seine (jetzt wieder für den 31. d. M. angekündigte) heitere Oper „Doktor und Apotheker“ in gutem Gedächtnis blieb. Carl Ditters von Dittersdorf ist in letzter Zeit als Instrumental-Komponist, namentlich durch seine prächtigen Streichquartette (voran das im vorigen Jahr hier gehörte in Es-dur), wieder beliebt geworden; von seinen zahlreichen, zum Teil eine ausgesprochene Programm-Musik gebenden Sinfonien ist die in C-dur (bei Breitkopf u. Härtel) neugedruckt worden; eine Ausgabe ausgewählter Orchesterwerke, die jetzt zur Hundertjahrfeier (bei Gebriider Neinade) in zehn Bänden erscheint, enthält vieles inzwischen fast Versholene. Mit wie gutem Recht Dittersdorf einem Haydn und namentlich Mozart an die Seite gestellt und als ein Uebergang von ihnen zu Beethoven bezeichnet werden konnte, zeigte die Aufführung jener C-dur-Sinfonie im neulichen Philharmonischen Konzert, dessen Probe wir hörten. Es wird nicht viele Kunstwerke geben, die in so vollendeter Weise wie dieses eine elementare Einfachheit, einen Inhaltreichtum, eine zum Teil schon entwidelnde Kunst der Themenführung und eine wechselvolle Stimmung in sich vereinigen. Da ist kein Imponieren mit Effektmitteln, kein leeres Kombinationspiel, kein Ausschachten des Materials zu viertelstündigen Fortführungen, kurz, kein Ergehen des schöpferischen Könnens durch irgendwelche äußeren Hilfen. Um so mehr kommt es in der Ausführung an allergeuauer Wiedergabe jedes letzten Bestandteiles an und auf die Kunst eines plastischen Herausarbeitens auch dort, wo die wenigen Noten nicht schon von selbst dazu drängen. Unsere trefflichen Philharmoniker bewährten sich auch hier wieder; indessen „liegt“ ihnen eine solche Musik doch nicht so sehr wie eine dazu gegensätzliche moderne, und die Gewöhnung an die eigene Siegesicherheit läßt über manches hinwegspielen — beispielsweise kamen die Ansätze mit dem Doppelschlag im langsamen Satz manchmal etwas zu früh und schwerfällig heraus.

Jene im besten Vorhinein klassischen Eigenschaften der Dittersdorfschen Sinfonie wurden durch den Kontrast mit der das Konzert beschließenden bekannten „Faust-Sinfonie“ von Liszt erst recht gehoben. Diese drei „Charakterbilder“ gehören jedenfalls zum Bedeutendsten ihres Autors und zu den Werken, in denen er viel echt musikalisches Können entfaltet und „Programm“ mehr im Sinne einer Darlegung seelischer als äußerlicher Momente gemacht hat. Trotzdem ist es für jemanden, der nicht als Lisztianer ins Konzert geht, nicht leicht, fünf Viertelstunden lang eine Musik anzuhören, die jene im vorigen als gegensätzlich zu Dittersdorf angeedeuteten Eigenheiten trägt, und fort und fort mit anzuhören, wie sozusagen ein Effekt auf den anderen draufgestülpt wird. Um so glänzender bewährten sich durch deutlichstes Herausarbeiten all des Verwickeltesten unsere Künstler. Und als der Schlusschor „Alles Vergänglich“ aus den Stühlen des für solche Aufgaben gut leistungsfähigen Lehrers-Gesangvereines ertönte, als Sopranfänger Ernst Kraus (der seine weiche Stimme schon vorher in einer Arie aus „Cunrath“ sehr erfolgreich verwertet hatte) den oft wiederholten Zwischengesang vom „Ewig Weiblichen“ aus der Höhe herab in den „mythischen Chor“ hineinsang: da konnte man sich jedenfalls eines gelungenen Konzertes erfreuen. — sz.

k. Freikonzerte für Volksschüler. Man schreibt uns aus Hamburg: Wie schon im vorigen Jahre, veranstaltet auch in diesem Winter der vom Staate subventionierte „Verein Hamburgischer Musikfreunde“, der über ein großes, künstlerisch bedeutames Orchester und eine Reihe namhafter Dirigenten, wie Musikdirektor Spengel, Professor Richard Barth u. a. verfügt, eine Reihe von Freikonzerten für Volksschüler. Zu den Konzerten, die an Sonntagnachmittagen stattfinden, haben die Zöglinge — Mädchen und Knaben — der Oberklassen sämtlicher Hamburgischer Volksschulen Zutritt. Die Lehrer, die ihre Klassen zu den Veranstaltungen begleiten, unterziehen sich der schwierigen Aufgabe, die Kinder auf die musikalischen Genüsse vorzubereiten, die Dirigenten thun in den Konzerten bezüglich der Erläuterung der Musikwerke ein übriges. Die Programme enthalten zumeist leichtere Sachen, denen ein Kindergemüt folgen kann. Im vorigen Jahre machte den Anfang Haydns C-dur-Sinfonie (mit dem Paukenvirbel), in dem diesjährigen ersten Konzert, das am letzten Sonntag stattfand, eröffnete die Ouvertüre zu Boieldieus „Weißer Dame“ das Programm, auf dem noch außer Orchesterwerken von Mozart (zwei Sätze aus der Es-dur-Sinfonie) und Beethoven (Musik zu einem Mitterballett) Volkslieder und Lieder von Abt und Schneider für dreistimmigen Frauenchor standen. —

Aus dem Tierleben.

— Austerseinde. Man meinte früher, der Seefisch verzehre die Auster, indem er warte, bis sich dieselbe öffne, worauf er sie dann heraushole, oder er bohre ein Loch in die Austerschale und komme so zu seinem Lederbissen. Keine von den beiden Erklärungen ist nach der „Mutter Erde“ richtig, denn der Seefisch nimmt tatsächlich die Auster in sich auf. Er wendet einfach seinen außerordentlich großen, elastischen Magen um, packt sein Opfer da hinein, verdaut die verdaulichen Teile und giebt die Schalen wieder von sich. Ein anderer Feind der Auster ist das Wallhorn. Dieses Schalentier bohrt mit einer Art langen Stachel, der vorn mit spitzigen Zähnen versehen ist, in die Austerschale und saugt die Auster durch das entstandene Loch aus. Ein dritter Feind der Auster ist ein Seewurm, der die Austerschalen bei den Austerbänken oft derart mit kaligen Abhängen bedeckt, daß die Auster direkt ersticken. —

Humoristisches.

— Viel auf einmal. Schauspieler zu einem Kollegen: „Gratulieren Sie mir, Kollege. Ich bin als „erster Heldendarsteller“ Volontär“ nach Wiesbaden engagiert. Nebenbei habe ich noch den unschätzbaren Vorteil, mir unter entsprechender Oberleitung Routine und Sicherheit anzueignen, wie man einer dummdreisten Kritik gründlich das Handwerk legt.“ —

— Der Reisende. Stubenmädchen: „Jetzt weiß ich wirklich nicht, reisen Sie in Schnittwaren oder in Mitoschwitzen?“ — („Simpl.“)

— Unzünftig. „Sie, rufen Sie doch 'mal Ihren miserablen Köter!“

„Was, miserabler Köter? ... Sind Sie vielleicht schon viermal prämiert worden?“ —

Notizen.

— Fritz von Hilde wurde als Nachfolger Ludwig Dills, der nach Karlsruhe übersiedelt, zum Präsidenten der Münchener Seceffion gewählt. —

— Bei der Versteigerung der Galerie Martin Schubarth in München wurden folgende Preise erzielt: Rubens „Das Bad der Diana“ 126 000 M., Gobemas „Wassermühlen“ 86 000 M. (Dresdener Galerie), zwei Bildnisse Ambergers mit 51 000 M. (Kofmaghi-London), Meisu „Herr und Dame am Spinett“ 45 000 M. (Sedelmayr-Paris), Douvis „Haushalterin“ 37 000 M. (Sedelmayr-Paris), Rembrandt „Greifenbildnisse“ 31 000 M. (London) und Molenaer „Musizierende Gesellschaft“ 11 500 M. (Galerie Wien). —

— Von der Freien Universität in Brüssel bleibt die Rechtsfakultät erhalten und eröffnet dieser Tage ihre Vorlesungen. Professor Caesar Lombroso wird über kriminelle Anthropologie, Professor Ferri über das Verbrechen und die sociale Frage und Sighele zehn Vorlesungen über die normale und anormale Psychologie der Mengen und Gesamtheiten halten. —

— Der Bacillus der Ruhr ist nach einer Mitteilung an die Pariser Gesellschaft für Biologie von Roger entdeckt worden. An Dide ist er dem Mitzbrandkeim ähnlich, unterscheidet sich jedoch von ihm durch geringere Länge, abgerundete Enden und jeweilige Einschnürungen in der Mitte. —

— Eine neue blaue Grotte ist, nach der „Voss. Ztg.“, soeben an der Nordseite des Vorgebirges Sthinari (auf der Insel Zante) entdeckt worden. Sie unterscheidet sich durchaus nicht von der berühmten blauen Grotte auf Capri, die unter dem Namen Grotte Azura bekannt ist. Infolge einer eigenartigen Mischung der Sonnenstrahlen auf dem in der Grotte befindlichen Meerwasser werden alle in das Wasser eingetauchten Körper von einer lebhafte silberblauen Farbe umspielt, so daß sich der Beschauer vor einem interessanten und zauberhaften Schauspiel befindet. —